

Über Lesen und Bücher

Autor(en): **Brentano, Bernard von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ÜBER LESEN UND BÜCHER

VON BERNARD VON BRENTANO

Es gibt mehr gute Bücher, als man denkt, und weniger schlechte: Ueberhaupt ist schlecht ein relativer Begriff, und ein Urteil, das man behutsam austeilen soll. Manche Bücher haben kurzfristige Funktionen, sind also heute anregend und morgen nicht mehr (ein sehr großer Fall dieser Art dürfte Ibsen sein); andere haben noch geheimnisvollere Zeiten, und manche, die wenig gerühmt werden, wie die nützlichsten unter den Arbeitern, spielen eine stille Rolle wie das Brot unter den Speisen oder das Salz unter den Gewürzen. Ganz sicher ist, daß man ebensowenig von unsterblichen Büchern leben kann wie von Austern. Ueberhaupt soll man viel lesen, sehr viel. «Immer aufmerken, immer denken, immer lernen», schreibt Ernst von Feuchtersleben, «darauf beruht der Anteil, den wir am Leben nehmen, das erhält die Strömung des unseren und bewahrt es vor Fäulnis.» Und Frau von Staël bemerkt: «Dem, der alle Bücher liest, tut keins Schaden; wenn sich aber die Müßiggänger einige Augenblicke beschäftigen, so macht das Werk, das sie gerade beschäftigt, Epoche in ihrem Kopf, wie die Ankunft eines Fremden in einer Wüste, und wenn dieses Werk gefährliche Sophismen enthält, so haben sie denselben keine Argumente entgegenzusetzen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist wahrhaft verhängnisvoll für diejenigen, die nur halb oder zufällig lesen; denn wie die Lanze des Achill, muß das Wissen auch die Wunden heilen, die es geschlagen hat...»

Um den großen Stoff zu bewältigen, ist es nötig, sich frühzeitig eine Technik beizubringen, die ein rasches, zupackendes Lesen erlaubt, ohne daß man huscht. Der Geübte wird mit der Zeit die Fixigkeit guter Handwerker erreichen, deren verblüffendes Arbeitstempo den Laien entzückt. Beim guten Schreiner fliegen die Späne, und die Scheibe des Töpfers dreht sich wie ein Kreisel. Ich sah einmal einem Mann zu, der den Boden einer Geige schnitzte; sein Messer lief rascher das Holz entlang als meines, wenn ich einen Bleistift spitze. Behendigkeit dieser Art heißt allerdings nicht, daß man sich die Rosinen aus dem Teig der Seiten picken soll; wer so verfährt, ist als

Charakter ein Kindskopf und als Arbeiter ein Pfuscher. Echtes und nutzbringendes Lesen ist eine egoistische Tätigkeit, und vom Lesen gilt: Schaff für dich, dann schaffst du für andere. Daher sind manche Kritiker schlechte Leser, weil sie nicht für sich lesen, sondern für Geld und für andere. Aber es gibt noch mehr Sorten schlechter Leser. Manche Leute lesen, um sich die Zeit zu vertreiben. Die zählen nicht; denn das Leben ist kurz, und die knappe Zeit, die uns zur Verfügung steht, das Beste, was wir haben. Wer das vertreibt, ist ein Narr. Andere Leute lesen, um ihr Wissen zu vergrößern. Auch diese sind noch nicht auf dem richtigen Weg. Das nur intellektuelle Lesen, das sie betreiben, verunstaltet ihre Erscheinung. Sie bekommen mit den Jahren dicke Gehirne, aber einen schwachen Leib und eine magere und kümmerliche Seele. Sie wissen viel; aber ihr Tun besteht aus Reden, und wenn man sie handeln sieht, merkt man, daß ihr Charakter fahrig ist und ihre Grundsätze über das erlaubte Maß hinaus widerspruchsvoll. Solche Leute unterhalten sich, um recht zu behalten, und lesen, um sich in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken. Verächter der Mode, sind sie der Mode unterworfen; denn sie lesen, wie andere Leute auch, was gerade Erfolg hat, also Mode ist. Aber sie schimpfen darauf, während einfache Gemüter wenigstens ruhig im allgemeinen Strom schwimmen. So kommen diese weiter, während jene auf der Stelle treten, wie der Esel im Treibrad. Wenn man sich mit ihnen unterhalten hat und sie ein volles Jahr später wiedersieht, sagen sie immer noch dasselbe. «Die moderne Erweiterung der Kenntnisse schwächt den Charakter», sagt Frau von Staël, «wenn er nicht gleichzeitig gestärkt wird durch fortwährende politische Praxis und die Energie des Wollens.»

Richtig liest, wer die Bücher benützt, um seinen Charakter zu erkennen und zu trainieren. Hier gilt allerdings, daß ein Fleißiger seinen Fleiß und ein Nichtstuer und Faulpelz, ein Oblomow, sein Nichtstun und seine Faulenzerei bestärken sollen. Ein Maiglöckchen, das ein Stiefmütterchen werden möchte, ist wenig interessant, kaum kurios. Um zu werden, der man ist, ja sogar, um zu werden, der man sein könnte, ist jede Mühe gut angewendet. Nichts ist schwieriger. Ich kannte einen Mann, der 41 Jahre alt war. «Gestern», sagte er zu mir, «habe ich zum erstenmal ‚ich‘ gesagt! Viele Leute sterben, ohne es jemals gesagt zu haben.» «Man lese nicht», sagt Bacon, «um zu widersprechen und zu widerlegen, noch um zu glauben und für gewiß zu halten, noch um Stoff für Geschwätz und Unterhaltung zu finden, sondern um zu erwägen und zu überlegen.» Diese Art von Lesen setzt erlerntes Wissen voraus und Charakter und umgekehrt.

Ein zweiter Motor, der den guten Leser antreibt und vorwärtszieht, ist Neugier. «Es gibt eine gemeine Neugier», sagt Ruskin,

«wenn ein Kind die verbotene Tür öffnet, oder ein Diener sich in die Angelegenheiten seines Herrn mischt; aber es gibt auch eine edle Neugier, die noch angesichts der Gefahr den Ursprung der Dinge zu erforschen trachtet, eine höhere Wißbegierde, welche nach dem Quell des Lebensstromes forscht, und nach der Beschaffenheit der himmlischen Wohnungen, Dinge, welche die Engel zu schauen ersehnen.» Diese schöne Bemerkung erweckte meine Neugier, und ich las eine Biographie über Ruskin, um den Verfasser kennenzulernen. Ich begegnete einer höchst merkwürdigen Mischung aus geistigem Self-mademan, Kunsthistoriker und bedeutendem Charakter. Als Ruskin 53 Jahre alt war, erwachte in ihm die Neigung zu einer sechzehnjährigen Schülerin, die ihn sehr verehrte. Das junge Mädchen war religiös, und da Ruskins Ansichten ihr unbefriedigend vorkamen, löste sie die Verlobung. Drei Jahre später erkrankte sie auf den Tod. Ruskin bat, sie noch einmal sehen zu dürfen; das Mädchen ließ zurückfragen, ob er Gott mehr liebe als sie. Ruskin verneinte die Frage, worauf ihm der Zutritt verweigert wurde. Er hat sie nie wiedergesehen.

Die wichtigste Literatur, die es für uns gibt, ist zunächst einmal die Literatur unserer Zeit, wie die wichtigste Epoche für uns diejenige ist, in der wir leben. Napoleon kann mich nicht mehr verhaften lassen, und Kaiser Ferdinand nicht mehr zwingen, meine Religion zu ändern. Beide sind mausetot, und der Polizist an der nächsten Ecke ist unendlich viel mächtiger. Ein lebendiger Hund ist mehr als ein toter Löwe. Trotzdem dies einleuchtend zu sein scheint, denken und empfinden nur wenige Menschen so. Bis zu Herder hatte man in Europa Vorurteile gegen die vergangenen Epochen; seit Rousseau hat man sie gegen die eigene. Was die Literatur angeht, so ist seitdem die «moderne» immer «schlecht». «Eines Tages», sagt Valéry Larbaud, «findet der junge Mensch ein Gedicht, das in einer ihm vertrauten Sprache geschrieben ist; seine Worte haben einen Sinn, den er versteht, es drückt Gedanken oder Gefühle aus, die er für seine eigenen hält, oder es beschreibt Dinge, die nur er allein gesehen zu haben glaubte. Er ist gerettet. Ein neuer Weg tut sich auf: die gesamte moderne Literatur seines Vaterlandes erscheint ihm wie das gelobte Land, in das er nun seine ersten Schritte tut . . .»

Das ist vorzüglich gesagt. Jeder hat das erlebt, und ich erinnere mich genau, wie erstaunt und entzückt ich war, als ich zum erstenmal die Gedichte und Kleinen Dramen von Hofmannsthal las. Ich hatte Goethe und Schiller gelesen, und wenig verstanden. Nun war ich gerettet. Das Gedicht vom Frühlingswind war das erste Wort der Dichtkunst, das ich begriff, verstand und — liebte. «Aber an diesem großen Tag», fährt Larbaud fort, «wird unser Jüngling bestraft, weil

er seine Geometrieaufgaben nicht gemacht hat. Bald darauf gerät er in ernstere Schwierigkeiten, weil man unter seinen Büchern einen Roman oder einen Band Gedichte eines zeitgenössischen Poeten gefunden hat. Er erfährt nun, daß ‚modern‘ nur ein anderer Ausdruck für eine ganze Reihe von Schimpfworten ist: schlecht, absurd, gefährlich, wertlos und lächerlich. Man erklärt ihm, daß die ganze neuere (deutsche oder französische oder englische — je nachdem) Literatur seit zwanzig Jahren völlig kaputt ist...»

Auch das ist gut und richtig gesehen. Die meisten Menschen lieben nur, was sie in ihrer Jugend geliebt haben, und das heißt: nur einmal. Wenige verstehen ihre Generation und die nächste; fast niemand noch die dritte. Darum muß die Jugend immer wieder aufpassen und immer wieder kämpfen. Denn wer die Tendenzen seiner Zeit kennt, weiß viel; wer sie nicht kennt, kann viel Schaden anrichten, wie die Minister der Restaurationszeit in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts. Diese Tendenzen sind da; aber sie sind stumm. Nur die Schriftsteller sprechen sie aus, aber fast niemals einer allein, sondern immer nur alle zusammen.

Nachdem ich Hofmannsthal gelesen hatte, versuchte ich Hauptmann, aber ich verstand ihn nicht (während die Tür zu Goethe und übrigens auch zu Klopstock durch Hofmannsthal aufgemacht war). Damals, in den letzten Jahren des ersten Weltkrieges, war Hölderlin modern, und der Graben zwischen dem großen Schwaben und dem großen Schlesier war zu weit. Die erfolgreichen Schriftsteller dieser Jahre waren Unruh, Barbusse und Kleinere. Es waren etwas verwirrte Leute, und ihre Bücher verwirrten uns; immerhin bereitete ihre Lektüre auf die eminent politische Epoche vor, die nun anfang. Insofern war es richtig, die Bücher dieser Männer gelesen zu haben.

Uebrigens sind auch große Bücher nicht jeden Tag verständlich, und wenn die Sonne auch immer am Himmel bleibt, so lebt die Erde doch davon, daß sie sich dreht. Hölderlin ging an seiner Zeit vorüber, und sie an ihm. Seine Gedichte erschienen erst 1826; aber damals war die Aufnahmefähigkeit der Leser für solche Werke gerade im Begriff, in eine gewisse Ermattung überzugehen. Man will gelegentlich solche Bemerkungen nicht wahrhaben und glaubt, unsterbliche Werke brauchten, wie sie nicht für den Tag geschrieben seien, sich auch nicht um den Tag zu kümmern. Man hält ihr Wesen für elfenhaft, ihre Entstehung für Zauberei und meint, ihre Zeit sei nie und immer. Diese Ansicht ist zugleich falsch und richtig wie alles Spitzfindige. Die Epoche, in der Hölderlins Gedichte erschienen, war eine sehr andere als die, in der sie geschrieben wurden, und durch stürmische Veränderungen von dieser so weit entfernt wie die Lebenshaltung und Problematik des Jahres 1944 von denen des Jahres 1912.

Warum huldigst du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? Kennest du Größers nicht?
Warum siehet mit Liebe,
Wie auf Götter dein Auge auf ihn?
Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.

Dieses Gedicht Hölderlins war aus den Erfahrungen der napoleonischen Epoche geschrieben worden und angesichts von Männern wie Stein und Hegel; so hatte Goethe Byron betrachtet oder den jungen Philipp Otto Runge. Daß das Biedermeier und die Epoche Metternichs dafür kein Verständnis hatten, kann niemand wundern und ihr kaum vorgeworfen werden.